

Stephanie Wrobel  
**Darling Rose Gold**

STEPHANIE  
WROBEL

*Darling*  
ROSE  
  
GOLD

Roman

Aus dem Englischen  
von Marie Rahn

List

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)



Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel  
*The Recovery of Rose Gold* bei Michael Joseph /  
Penguin Random House, London

Deutsche Erstausgabe im List Verlag  
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH  
1. Auflage Februar 2021

© für die deutschsprachige Ausgabe  
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Copyright © 2020 by Stephanie Wrobel  
Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com  
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-471-36028-6

Für meine Eltern Ron und Kathy Wrobel



# 1

## PATTY

### Tag der Entlassung

Meine Tochter musste nicht gegen mich aussagen. Sie tat es freiwillig.

Rose Gold war dafür verantwortlich, dass ich ins Gefängnis ging, aber nicht als Einzige. Müsste ich weitere aufzählen, dann würde ich den Staatsanwalt und seine wild ins Kraut schießende Fantasie sowie die leichtgläubigen Geschworenen und die blutrünstigen Reporter nennen. Sie alle forderten lautstark Gerechtigkeit.

Dabei wollten sie eigentlich nur eine Schauergeschichte.

(Popcorn raus, Leute, denn wahrlich, sie erfanden eine!)

Es war einmal, erzählten sie, eine böse Frau, die eine Tochter zur Welt brachte. Die Kleine schien sehr krank zu sein, es gab vieles, was bei ihr nicht in Ordnung war. Sie musste künstlich ernährt werden, die Haare fielen ihr büschelweise aus, und sie war so schwach, dass sie sich nur im Rollstuhl fortbewegen konnte. Ganze achtzehn Jahre fand kein einziger Arzt heraus, was eigentlich mit ihr los war.

Dann traten zwei Polizisten zur Rettung der Tochter auf den Plan. Denn siehe da: Die böse Mutter war die Kranke –

das Mädchen war vollkommen gesund. Der Staatsanwalt posaunte in die Welt hinaus, dass die Mutter ihre Tochter über Jahre hinweg vergiftet habe. Die Mutter sei daran schuld, dass das Mädchen nichts bei sich behalten könne und an Unterernährung leide. Schwere Kindesmisshandlung nannte er es. Und forderte, die Mutter müsse bestraft werden.

Kaum war sie verhaftet worden, stürzten sich die Medien wie die Geier auf die Familie und weideten sich daran, wie sie auseinandergerissen wurde. Schrille Schlagzeilen verlangten nach dem Blut von »Giftmischer-Patty«, der etwa fünfzigjährigen Großmeisterin der Manipulation. Alle Freunde der Mutter fielen auf die Lügen herein. Im ganzen Land stieg man aufs hohe Ross: Jeder Anwalt, Polizist und Nachbar war überzeugt, das Mädchen persönlich gerettet zu haben. Die Mutter wurde ins Gefängnis gesteckt und der Schlüssel weggeworfen. Der Gerechtigkeit war Genüge getan, und die meisten lebten glücklich und zufrieden weiter. Ende der Geschichte.

Aber wo waren die Anwälte, als die Mutter zum tausendsten Mal das Erbrochene ihrer Tochter aus dem Teppich schrubbte? Wo waren die Polizisten, als die Mutter Nacht für Nacht über medizinischen Büchern brütete? Wo waren die Nachbarn, als das kleine Mädchen noch vor Tagesanbruch nach seiner Mutter rief?

Folgendes soll man mir mal erklären: Wenn ich fast zwei Jahrzehnte lang meine Tochter misshandelt habe, wieso hat sie dann angeboten, mich heute abzuholen?

Wie versprochen erscheint Connolly Punkt zwölf Uhr an der Tür meiner Zelle. »Bereit, Watts?«

Ich mühe mich von meiner Pritsche und ziehe meine kratzige Gefängniskluft straff. »Ja, Sir.«

Ich bin zu einer Frau geworden, die mit piepsiger Stimme spricht.

Der Wärter mit dem Schmerbauch holt einen großen Schlüsselring hervor und öffnet pfeifend die Tür. Ich bin Connollys Lieblingsinsassin.

Am Bett meiner Zellengenossin halte ich kurz inne, will aber keine Szene heraufbeschwören. Allerdings sitzt Alicia schon an die Wand gelehnt da und hat ihre Knie umschlungen. Als sie mir in die Augen blickt, bricht sie in Tränen aus und wirkt wesentlich jünger als zwanzig.

»Schsch.« Ich bücke mich und schließe das Mädchen in meine Arme. Dabei versuche ich, heimlich einen Blick auf ihre verbundenen Handgelenke zu werfen, aber sie ertappt mich dabei. »Trag immer wieder die Salbe auf und wechsle die Verbände. Das darf sich nicht entzünden«, mahne ich und wackele mit den Augenbrauen.

Alicia lächelt unter Tränen und sagt hicksend: »Ja, Schwester Watts.«

Ich bemühe mich, mir meinen Stolz nicht anmerken zu lassen. Zwölf Jahre lang habe ich als Pflegehelferin gearbeitet. Mit Zertifikat.

»Braves Mädchen. Díaz macht heute den Hofgang mit dir. Dreißig Minuten. Auf Anordnung des Doktors.« Ich lächle und streichle ihr das Haar. Ihr Schluckauf hat sich gelegt.

»Schreibst du mir denn?«

Ich nicke. »Und du kannst mich jederzeit anrufen.« Ich drücke ihr noch mal die Hand, richte mich auf und gehe zu Connolly, der geduldig gewartet hat. An der Türschwelle



verharre ich, werfe noch einen Blick zu Alicia und mache mir in Gedanken eine Notiz, ihr zu schreiben, sobald ich zu Hause bin. »Jeweils eine ganze Stunde.«

Alicia winkt mir scheu. »Viel Glück da draußen.«

Connolly und ich machen uns auf den Weg zur Aufnahme und Entlassung. Meine Mitgefangenen rufen mir Abschiedsworte zu.

»Melde dich mal, ja?«

»Wir werden dich vermissen, Mama.«

»Pass auf dich auf, Skito.« (Die Abkürzung für »Moskito« ist nicht kränkend, sondern als Kompliment gemeint. Moskitos sind unverwüstlich.)

Ich bedenke alle mit meinem majestätischsten Winken, verteile aber keine Luftküsse. Besser, man bleibt seriös. Ohne innezuhalten, gehen Connolly und ich immer weiter.

Auf dem Flur werde ich fast von Stevens umgerannt. Sie hat unheimliche Ähnlichkeit mit einer Bulldogge: kräftig und gedrunen, schlaffe Hängebacken, hin und wieder geifert sie. »Und tschüss!«, grunzt sie.

Stevens war der Boss, als ich hier ankam. Sie war nie eine Befürworterin des Zuckerbrot-Ansatzes, sondern schwor auf die Peitsche. Aber mit roher Gewalt und Einschüchterungstaktik kommt man nur bis zu einem gewissen Punkt – und nirgendwohin bei einer Frau meiner Statur. Es war leicht, ihr die Macht zu entreißen. Ich nehm's ihr nicht übel, dass sie mich hasst.

Jetzt winke ich kokett mit den Fingern. »Ein schönes Leben noch, Stevens.«

»Vergifte keine kleinen Mädchen mehr«, knurrt sie lahm.

Da ich sie nicht erwürgen kann, mache ich ihr mit Freundlichkeit den Garaus. Ich lächle, ganz heitere Gelassenheit, und folge Connolly.

Die Abteilung für Aufnahmen und Entlassungen ist nichts Besonderes: ein lang gestreckter Flur mit Betonboden, viel zu weißen Wänden und Zimmern mit dicken Glasfenstern. Am Ende des Flurs befindet sich ein kleiner Bürobereich mit Schreibtischen, Computern und Scannern. Könnte auch eine Buchhaltung sein, wenn Buchhalter Dienstmarken und Waffen tragen würden.

Am Empfang hat der Angestellte seinen Stuhl zum Radio gedreht. Gerade kommen Nachrichten. Nach einer kurzen Pause, sagt der Sprecher, gibt es Informationen zu einem kleinen Jungen in Indiana, der vermisst wird. Außerdem gehen wir der Frage nach, ob man von Süßigkeiten Krebs bekommen kann. Die nächsten Neuigkeiten auf WXAM. Seit meinem Prozess habe ich Nachrichten weder gehört oder gesehen noch gelesen. Die Presse hat meinen guten Namen besudelt. Ihretwegen hat meine Tochter vier Jahre lang nicht mit mir geredet.

Ich starre finster auf das Radio. Als der Angestellte seinen Stuhl zu mir dreht, wird mir klar, dass ich ihn kenne. Im Geiste habe ich den kahlen, bulligen Mann Meister Proper genannt. Vor fünf Jahren sah ich ihn das erste Mal. Er flirtete den ganzen Tag mit mir und fragte nach meinem Parfüm, während ich ihn auf Abstand hielt. Dabei gab ich mich selbstsicher und munter, aber innerlich schwankte ich zwischen Wut über mein ungerechtes Urteil und Angst vor den nächsten fünf Jahren. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.

»Patty Watts?«, fragt er und schaltet das Radio aus.

Ich nicke.

»Ich erinnere mich an Sie«, sagt er und lächelt.

Meister Proper holt ein Formular aus seinem Schreibtisch und verschwindet im Lager. Nach ein paar Minuten kommt er mit einem kleinen Pappkarton zurück. Er reicht mir ein Blatt Papier. »Sie müssen die Bestandsliste prüfen und ganz unten unterschreiben, dass Sie alles zurückgekriegt haben, was Sie mitgebracht haben.«

Ich öffne den Karton, sichte ihn und unterschreibe dann.

»Sie können jetzt Ihre Straßenkleidung anziehen«, bemerkt Meister Proper, weist zum Waschraum und zwinkert mir zu, als Connolly gerade nicht hinschaut. Ich nicke, umklammere den Pappkarton und schlurfe davon.

In einer Toilettenkabine reiße ich mir die Jacke mit der Aufschrift »Justizvollzugsanstalt« vom Leib und wühle im Karton. Nach fünf Jahren Gefängnisfraß sitzt meine Lieblingsjeans mit dem bequemen Gummibund ein bisschen locker. Ich ziehe mein Garfield-T-Shirt und ein rotes Sweatshirt mit den Initialen meines Community Colleges an, GCC. Meine alten Socken sind steif vor Schweiß, aber immer noch besser als die groben Wollsocken, die ich trage. Als ich meine weißen Turnschuhe anziehe, bemerke ich noch einen Gegenstand am Boden der Schachtel. Erst will ich das herzförmige Medaillon in die Tasche stecken, hänge es mir dann aber um. Sie soll sehen, dass ich die Kette trage, die sie mir als Kind geschenkt hat.

Ich verlasse den Waschraum und gebe Meister Proper den leeren Pappkarton zurück.

»Passen Sie auf sich auf.« Wieder zwinkert er.

Connolly und ich gehen durch den neonbeleuchteten

Flur der Aufnahme Richtung Parkplatz. »Kommt jemand, Watts?«

»Ja, Sir. Ich werde gleich abgeholt.« Sorgfältig achte ich darauf, nicht zu erwähnen, von wem, denn obwohl Rose Gold mittlerweile dreiundzwanzig ist, halten manche Leute sie noch immer für ein kränkliches kleines Mädchen. Nicht alle werden sich über unsere Versöhnung freuen. Es ist ihnen egal, dass ich bei jedem Krankenhausaufenthalt nachts aufblieb, um ihre Vitalzeichen zu prüfen. Sie wissen nicht, wie groß die Liebe einer Mutter ist.

Am Tor bleiben wir stehen. Mir kribbeln die Fingerspitzen, als ich die Hand nach dem Griff ausstrecke.

Connolly kratzt sich an seinem Tom-Selleck-Schnurrbart. »Das Piroggenrezept kam bei meinen Schwiegereltern super an.«

Ich klatsche in die Hände. »Hab ich doch gesagt.«

Connolly zögert. »Martha war beeindruckt. Hat letzte Nacht nicht auf der Couch geschlafen.«

»Ganz kleine Schritte, Sir. Sie kommt schon zurück. Lesen Sie einfach weiter in dem Buch.« In den letzten Monaten habe ich den Wärter nach der Methode der *Fünf Sprachen der Liebe* gecoacht.

Connolly lächelt und wirkt für eine Sekunde sogar etwas verloren.

»Aber jetzt nicht sentimental werden«, scherze ich und klopfe ihm auf die Schulter.

Er nickt. »Viel Glück da draußen, Patty. Hoffen wir, dass wir uns nicht wiedersehen, ja?«

»So lautet der Plan«, erwidere ich und sehe ihm nach, als er mit großen Schritten den Flur hinuntergeht. Dabei flappen seine überdimensionierten Schuhe gegen das Li-

noleum. Nachdem er seine massige Gestalt in ein Büro gezwängt und die Tür hinter sich geschlossen hat, bleibt mir nichts mehr übrig, als mich der drückenden Stille zu stellen. Einfach so ist das Illinois Department of Corrections mit mir fertig.

Ich bemühe mich, das wilde Hämmern meines Herzens zu ignorieren. Als ich die Tür aufstoße und in die grelle Sonne hinaustrete, rechne ich schon fast damit, dass eine Alarmsirene losheult oder ein rotes Licht aufblitzt. Aber es ist tatsächlich so leicht: Man betritt oder verlässt das Gebäude, ohne dass sich jemand darum kümmert. Ich könnte ins Kino gehen, oder in die Kirche oder in den Zirkus. Ich könnte ohne Schirm in ein Unwetter geraten oder mit vorgehaltener Waffe ausgeraubt werden. Ich bin frei, da kann mir alles Mögliche passieren. Ich strecke die Hände aus und staune über den leichten Wind an diesem kühlen Novembertag. Dann schirme ich meine Augen ab und überblicke den Parkplatz, auf der Suche nach dem alten Chevy-Lieferwagen. Sehe aber nur Limousinen. Und keinen Menschen.

Sie müsste jede Minute kommen.

Ich lasse mich auf einer wackligen Bank nieder und runzle die Stirn, als der Plastiksitz unter meinem Gewicht leicht nachgibt. Nachdem ich ein paar Minuten lang versucht habe, es mir bequem zu machen, stehe ich wieder auf und tigere erneut hin und her.

In der Ferne sehe ich, wie mein brauner Van in die lange Auffahrt zur Aufnahme einbiegt. Als er näher kommt, versuche ich, mein Haar und mein zerknittertes Sweatshirt so gut wie möglich zu glätten. Ich räuspere mich, als wollte ich etwas sagen, starre aber nur auf den

Wagen. Als er den Parkplatz erreicht, erkenne ich die schmalen Schultern und die dunkelblonden Haare meiner Kleinen.

Ich sehe zu, wie Rose Gold rückwärts in eine Parklücke fährt. Sie schaltet den Motor aus und lehnt sich an die Kopfstütze. Ich stelle mir vor, dass sie kurz die Augen schließt. Mit jedem arglosen Atemzug heben und senken sich die Spitzen ihrer überschulterlangen Haare. Schon seit sie ein kleines Kind war, hat sich Rose Gold lange Haare gewünscht. Jetzt hat sie sie.

Irgendwo habe ich gelesen, dass ein Mensch durchschnittlich etwa hunderttausend Haare auf dem Kopf hat – Blonde mehr, Rotschöpfe weniger. Ich frage mich, wie viele Haare eine Handvoll ergeben, stelle mir vor, wie ich meine Tochter umarme und mit ihren Locken spiele. Ich habe ihr immer gesagt, es sei besser, wenn sie sich den Kopf rasiert. So ist man weniger angreifbar – es gibt nichts, woran jemand einen packen kann.

Aber Töchter hören ja nie auf ihre Mütter.

Als Rose Gold den Kopf hebt, treffen sich unsere Blicke. Sie hebt den Arm und winkt wie eine Homecoming Queen auf dem Festzugswagen. Ich reiße die Arme hoch und winke genauso aufgeregt. Auf der Rückbank des Vans erkenne ich undeutlich eine Babyschale. Dort muss mein Enkel sitzen.

Ich mache einen Schritt auf meine Familie zu. Es ist fast fünfundzwanzig Jahre her, seit ich mein letztes Baby im Arm hielt. In wenigen Sekunden werden sich seine winzigen Finger um meine schließen.

## 2

### ROSE GOLD

Fünf Jahre zuvor, November 2012

Manchmal konnte ich immer noch nicht glauben, dass ich alles lesen durfte, was ich wollte. Ich strich über die Fotos des Hochglanzmagazins. Ein perfekt aussehendes Paar, das am Strand Händchen hielt. Ein Halbwüchsiger mit langen Haaren, der in den Fond eines wartenden Wagens tauchte. Eine strahlende Mutter, die mit ihrer Tochter auf dem Arm durch New York schlenderte. All diese Menschen waren berühmt. Ich wusste, dass die Mutter eine Sängerin namens Beyoncé war, aber die anderen kannte ich nicht. Bestimmt im Gegensatz zu den meisten Achtzehnjährigen.

»Rose Gold?«

Ich schrak zusammen. Vor mir stand mein Vorgesetzter, Scott. »Wir öffnen gleich«, sagte er. »Legen Sie bitte die Zeitschrift weg?«

Ich nickte, während Scott weiterging. Hätte ich mich entschuldigen sollen? War er sauer auf mich, oder erledigte er nur seinen Job? Ich sollte Autoritäten respektieren. Ich sollte sie aber auch austricksen. Mom hatte das immer gemacht.

Ich starrte auf die Chit Chat in meinen Händen. Eigentlich hatte ich nachsehen wollen, ob etwas über sie darin stand. Während ihres Prozesses waren in der Zeitschrift

drei Geschichten über uns erschienen. Jetzt aber, an ihrem ersten Tag im Gefängnis, brachten sie gar nichts. Genauso wenig wie die überregionalen Zeitungen. Über Moms Gefängnisstrafe kam nur in unserer Lokalzeitung, der *Deadwick Daily*, ein sensationsheischender Artikel.

Ich legte die Zeitschrift ins Regal zurück. Scott ging weiter den Gang hinunter und klatschte in die Hände. Dabei rief er: »Ein Lächeln ist Teil unserer Dienstkleidung, Leute.« Ich warf Arnie an Kasse zwei einen Blick zu. Er verdrehte die Augen. Hatte ich ihn verärgert? Was, wenn er nie wieder mit mir redete? Was, wenn er allen Mitarbeitern erzählte, ich sei eine Irre? Ich wandte den Blick ab.

Der Mann vom Sicherheitsdienst schloss die Türen von Gadget World auf. Draußen wartete noch niemand. Sonntagmorgens ging es hier immer ruhig zu. Ich schaltete das Licht über meiner Kasse ein. Aber die große, gelbe 5 wurde nicht hell. Mom hatte immer gesagt, eine kaputte Glühbirne sei ein schlechtes Omen.

Das Flirren in meinem Magen wurde stärker. Im vergangenen Jahr hatte ich Angst vor jedem großen Prozesstag gehabt: Eröffnungsplädoyers, meine Zeugenaussage, Verkündung von Urteil und Strafmaß. Aber die Reporter scherten sich keinen Deut darum, dass »Giftmischer-Patty« jetzt hinter Gitter kam. Nur ich erinnerte mich daran, dass dies ihr erster Tag im Gefängnis war. Sie wäre noch frei, wenn ich nicht in den Zeugenstand getreten wäre. Seit ihrer Verhaftung hatte ich nicht mehr mit ihr gesprochen.

Ich versuchte, mir meine nur 1,65 m große, aber kräftige Mutter in einem orangefarbenen Overall vorzustellen. Was, wenn die Wärter ihr wehtaten? Was, wenn sie die fal-



sche Insassin gegen sich aufbrachte? Was, wenn sie vom Essen dort krank wurde? Ich wusste, eigentlich sollte ich mich über solche Möglichkeiten freuen. Ich wusste, ich sollte Mom hassen, weil ich ständig gefragt wurde, ob ich sie hasste.

Aber ich wollte sie mir nicht in ihrem jetzigen Zustand vorstellen. Mit lila Blutergüssen und blass vom Mangel an Sonnenlicht. Ich wollte mich an die Mutter erinnern, bei der ich aufgewachsen war, an die Frau mit den breiten Schultern und den muskulösen Armen, die innerhalb weniger Minuten einen Brotteig durchkneten konnte. Ihr Haar war kurz und dank einer billigen Tönung fast schwarz. Sie hatte runde Wangen, eine Stupsnase und ein strahlendes Lächeln, das ihr ganzes Gesicht zum Leuchten brachte. Ich liebte Moms Lächeln, weil ich so gerne ihre Zähne sah: weiß, gerade und akkurat, so ordentlich wie ihre Aktenschränke. Aber das Gewinnendste an ihr waren ihre hellen, blaugrünen Augen. Sie nahmen einen wahr, strahlten Mitgefühl aus. Sie vermittelten ohne ein Wort Freundlichkeit und Vertrauen. Wenn man von ihrer kräftigen Hand berührt und von ihren aquamarinblauen Augen betrachtet wurde, war man überzeugt, dass man sich nie wieder einsam fühlen würde.

»Rose Gold, richtig?«

Erneut schrak ich zusammen. Vor mir stand ein Halbwüchsiger, der aussah wie ein Disneyprinz. Ich erkannte ihn wieder, weil er ständig hier auftauchte, um Videospiele zu kaufen.

Der Junge zeigte auf mein Namensschildchen. »Okay, ich habe geschummelt. Mein Name ist übrigens Brandon«, erklärte er.

Ich starrte Brandon nur an, weil ich Angst hatte, wenn ich was sagte, würde ich ihn verscheuchen. Er sah mich unverwandt an: Hatte ich was im Gesicht? Hastig schnappte ich mir seine Sachen vom Band: ein Videospiel mit einem bewaffneten Soldaten auf der Hülle und vier Tüten M&M's mit Erdnüssen.

Brandon fuhr fort: »Ich gehe auf die Deadwick High School.«

Er war jünger als ich. Ich war bereits achtzehn und hatte meinen Highschool-Abschluss.

»Aha«, sagte ich. Ich hätte was anderes sagen sollen. Wieso sprach mich jemand, der so gut aussah wie Brandon, überhaupt an?

»Warst du auch auf der Deadwick High?«

Ich kratzte mich an der Nase, um meine Zähne zu verbergen. »Nein, ich wurde zu Hause unterrichtet.«

»Cool.« Brandon lächelte seine Füße an. »Ich hab mich gefragt, ob du wohl mal mit mir ausgehen würdest.«

»Wohin?«, fragte ich verwirrt.

Er lachte. »Na, zu einem Date.«

Ich schaute mich im leeren Laden um. Brandon stand da, die Hände in die Taschen geschoben, und wartete auf eine Antwort. Ich dachte an Phil, meinen Freund aus dem Internet. »Ich weiß nicht.«

»Komm schon«, beharrte Brandon. »Ich beiße auch nicht, versprochen.«

Dabei lehnte er sich über das Warenband. Unsere Gesichter waren nur noch Zentimeter voneinander entfernt. Er hatte winzige Sommersprossen auf der Nase und roch nach Jungenseife. Mein Herz holperte und stolperte. Endlich konnte ich meinen ersten Kuss bekommen. War das

schon Betrug, wenn man seinen festen Freund aus dem Internet sowieso nie persönlich treffen würde?

Brandon zwinkerte und schloss seine Augen. Wieso war das so einfach für ihn? Ich schloss ebenfalls die Augen. Aber was war, wenn ich seinen Mund verfehlte und stattdessen seine Nase küsste? Also machte ich die Augen wieder auf. Sollte ich meine Zunge einsetzen? In den Zeitschriften hieß es, das könnte man manchmal tun. Aber nicht die Zähne. Niemals die Zähne.

Meine Zähne.

Ich durfte ihn nicht so nah an meine Zähne ranlassen. Außerdem konnte uns Scott vielleicht sehen. Unsere Gesichter waren ganz dicht beieinander. Offenbar hatte ich mich, ohne es zu bemerken, ebenfalls über das Warenband gelehnt. Ich würde es vermasseln. Ich war noch nicht bereit. Ruckartig wich ich zurück. »Kein guter Zeitpunkt«, murmelte ich.

Er öffnete die Augen und legte den Kopf schräg. »Was hast du gesagt?«

»Ich sagte, es ist kein guter Zeitpunkt«, wiederholte ich und hielt den Atem an.

Er winkte ab. »Ich hab ja noch nicht mal einen Zeitpunkt vorgeschlagen. Hast du ständig zu tun?«

Ich hatte eigentlich nie was zu tun, aber das war nicht die richtige Antwort. Ich knackte mit meinen Fingerknöcheln und versuchte zu schlucken. Meine Kehle war wie ausgedörrt.

Brandon zog seine Augenbrauen hoch. »Soll ich etwa betteln?«

Ich stellte mir vor, wie ich die nächsten achtundvierzig Stunden jedes Wort dieses Gesprächs wieder und wieder

heraufbeschwören würde. Ich musste jetzt nur aussteigen, bevor ich es vermasselte. Also strich ich mir eine – kurze, dünne – Haarsträhne hinters Ohr und sagte, den Blick auf sein T-Shirt gerichtet: »Tut mir leid.«

Brandon trat einen Schritt zurück. Seine Wangen färbten sich rosa. Ich sah, wie sich sein Lächeln in ein höhnisches Grinsen verwandelte. Offenbar hatte ich was Falsches gesagt. Ich krümmte mich innerlich und wartete.

»Tust du immer noch so, als bräuchtest du einen Rollstuhl?«

Mir klappte der Mund auf. Hastig bedeckte ich ihn mit der Hand.

»Glaubst du etwa, du könntest diese Zähne verstecken? Die sind ja so ekelhaft! Du bist ekelhaft!«, zischte Brandon.

Nicht weinen, nicht weinen, nicht weinen.

»Ich hab dich nur wegen einer Wette um ein Date gegeben«, erklärte er. Wie aufs Stichwort tauchte ein feixender Junge hinter Kasse zwei auf. Tränen stiegen mir in die Augen.

»Meinst du etwa, du könntest mich abweisen?«, spottete Brandon und schlenderte mit seiner Plastiktüte von Gadget World davon. Sein Freund schlug ihn mit hoch erhobener Hand ab. Da rann mir die erste dicke Träne über die Wangen.

Kaum waren sie weg, flüchtete ich von meiner Kasse, ohne Arnies durchdringenden Blick zu beachten. Ich dachte an Maleficent und Jafar, an Cruella de Vil, an Scar und Captain Hook: die Bösen, die am Ende immer verloren hatten.

Der Pausenraum war leer. Ich drückte die Tür zu und schloss sie ab.

So heftig hatte ich seit zwei Monaten nicht mehr geweint – seit meine Mutter verurteilt worden war.

Nach der Arbeit fuhr ich mit Moms altem Lieferwagen die neun Meilen bis zu meiner Wohnung. Meinen Führerschein hatte ich zwei Monate zuvor geschafft, und zwar mit der Hilfe von Moms ehemaliger bester Freundin Mary Stone, die mich in der Fahrschule angemeldet und mich zur theoretischen und praktischen Prüfung begleitet hatte. Der Prüfer meinte, ich hätte als Erste in diesem Monat ohne Fehler bestanden. Manchmal stieg ich in den Wagen und fuhr ein paarmal um den Block, einfach weil ich es konnte.

Jetzt parkte ich vor meinem Wohnhaus. Nachdem ich den Job als Kassiererin bei Gadget World bekommen hatte, half mir Mrs. Stone auch, eine billige Wohnung in Deadwick zu finden. Die Sheridan Apartments befanden sich in einem vierstöckigen, heruntergekommenen Gebäude – Mrs. Stone erklärte, es sei erbaut worden, als sie noch ein Kind war. Manchmal bekam ich Besuch von Mäusen, aber die Miete belief sich auf nicht mal vierhundert Dollar im Monat. Mrs. Stone meinte, das sei eine gute Anfängerwohnung für mich, obwohl ich nicht wusste, was genau ich da anfang.

Ich schloss den Wagen ab und wandte mich zum Gebäude. Gerade als ich den Weg betrat, piepte mein Handy. Während ich über die Risse im Beton stieg, dachte ich bewusst an Brandon.

Phil: Heute Abend chatten?

Ich: Ja bitte, harter Tag.

Phil: Was ist los?

In der Wohnung streifte ich mir die Stiefel ab und ging direkt auf die Waage. Seit ich vor neun Monaten bei Mom ausgezogen war, hatte ich dreißig Pfund zugenommen. Doch seit einiger Zeit veränderte sich nichts mehr an meinem Gewicht. Ich senkte den Blick auf die Waage. Immer noch 51 Kilo.

Als ich das Bad verließ, vermied ich es, in den Spiegel zu schauen. Ich hatte jetzt nicht die Kraft, die ganze Prozedur zu absolvieren. (Schritt eins: Prüfen, ob die Zahnweißstreifen wirkten. Ich hatte jeden einzelnen Zahn auf einer Farbskala von eins bis zehn eingetragen und dann die Veränderungen in einem kleinen Notizbuch vermerkt, um die Fortschritte festzuhalten. Schritt zwei: Mit einem Maßband nachmessen, wie viele Millimeter die Haare gewachsen waren. Ich hatte es mit Fischölkapseln versucht, mit Biotin und Vitaminen, aber nichts hatte funktioniert: Meine Haare wollten trotzdem nicht schneller wachsen. Schritt drei: Mich von Kopf bis Fuß betrachten, Körperteil für Körperteil, und alles registrieren, was mir nicht gefiel. Ich hatte ständig eine Liste im Kopf, sodass ich wusste, woran gearbeitet werden musste.) Ich versuchte, diese Prozedur nicht öfter als einmal am Tag zu vollziehen, und übersprang sie an schlechten Tagen ganz. Jetzt schaltete ich das Licht im Bad aus. Hunger machte sich bemerkbar.

In der Küche schob ich ein tiefgefrorenes Fertiggericht mit Tex-Mex-Hackfleischpasta in die Mikrowelle und lehnte mich an die Anrichte. Als ich die Beschreibung auf der Packung las, fragte ich mich, wie wohl Chorizo schmeckte. Seit ich in meine eigene Wohnung gezogen war, lebte ich hauptsächlich von Fertiggerichten und allen möglichen Frühstückscerealien. Zwar hatte ich versucht,

mir das Kochen beizubringen, aber ständig das Timing vermässelt: Die Folge davon waren verbranntes Gemüse und harter Reis. Ich vermisste es, dass mir jemand das Essen zubereitete, selbst wenn es nur Trinknahrung war. Manchmal zündete ich kleine Teelichte an, wie Mom es getan hatte, damit das Essen stimmungsvoller wurde.

Als die Mikrowelle piepte, holte ich die Hackfleischpasta heraus. Noch an der Küchentheke riss ich die Plastikfolie ab und schob die Nudeln vorsichtig in meinen Mund, wobei ich die kühle Gabel auf meine Zunge drückte. Die mit Käse überbackenen Nudeln glitten mir die Kehle hinunter, ohne zu stocken die Einbahnstraße entlang. Brotwürfel aus der Käseschicht wurden von meinen Backenzähnen zermalmt. Dann merkte ich es: Chorizo war scharf! Meine Augen tränten, und ich bekam eine Gänsehaut. All diese neuen Geschmacksrichtungen würde ich niemals sattbekommen!

Ich öffnete den Kühlschrank und holte ein weiteres Fertiggericht heraus – Kräcker, Putenbrust und Cheddar – und dazu einen Liter Kakao. Erst wollte ich direkt aus dem Tetrapak trinken, aber dann dachte ich an Moms Basilikenblick. Also goss ich den Kakao in ein Glas.

Ich: Irgendein Highschool-Junge kam in den Laden und benahm sich wie ein A-loch.

Ich war begeistert über meine beiläufige Verwendung von ›A-loch‹. Früher durfte ich nicht fluchen.

Ich: Hab's aber schon weggesteckt.

Ich: Wie war dein Tag?

Ich hoffte immer, dass ich zu kritisch mit mir war. Niemand sollte mich für so hässlich halten, wie ich befürchtete. Aber Brandon hatte es getan. Mein magerer Körper

passte eher zu einem sechsjährigen Jungen als zu einer Frau. Brüste hatte ich keine. Meine Zähne waren brüchig und braun. Obwohl ich schon so viel zugenommen hatte, war ich immer noch zu dünn und konnte nicht mal einen Sitz im Bus ausfüllen. Niemand fand mich schön, nicht mal Mom, die darauf achtete, mich als eine schöne Seele zu bezeichnen, aber niemals als schön. Sie wählte immer den schlimmsten Zeitpunkt, um ehrlich zu sein.

Phil: *Tut mir leid wegen dem Wichser.*

Phil: *Mein Tag war verschneit ;)*

Phil war ein paar Jahre zuvor nach Colorado gezogen, um öfter snowboarden zu können. Er hatte seinen Eltern die Erlaubnis abgerungen, in der Hütte seiner Tante und seines Onkels zu leben, die fünfundvierzig Meilen südwestlich von Denver in den Wäldern der Front Range stand. Diese rebellische Ader und sein romantisches Interesse an mir hatten mich zu ihm hingezogen. Außerdem hatte er mir geholfen herauszufinden, was Mom mir antat, mir im Grunde also das Leben gerettet. Wir lernten uns in einem Chatroom für Singles kennen, als ich sechzehn war, kurz nachdem ich Mom überzeugt hatte, dass das Internet mir bei meinen Hausaufgaben helfen konnte. Zwar durfte ich pro Tag nur eine halbe Stunde surfen, aber nachts, wenn sie schlief, chattete ich heimlich mit Phil. Jetzt, zweieinhalb Jahre später, simsten wir täglich miteinander. Allerdings telefonierten wir nie, und es gab auch keine Videochats. Spontan konnte ich mich nicht so gut unterhalten. Wenn ich simste, hatte ich genug Zeit, mir meine Antworten zurechtzulegen. Ich konnte nicht riskieren, Phil zu verlieren.

Nachdem ich meine leere Pastaschachtel in den Müll



geworfen hatte, ging ich mit dem zweiten Fertiggericht ins Wohnzimmer, setzte mich auf einen der braunen Fernsehsessel, die Mom vor Jahren beim Trödler erstanden hatte, und zog die Fußstütze heraus. Ich legte ein Stück Cheddar und einen Streifen Putenbrust auf einen Kracker und hielt inne. Hatte ich ein komisches Gefühl im Magen, oder bildete ich mir das nur ein?

Laut sagte ich: »Mit den Nudeln war alles in Ordnung.«

Dann nahm ich die DVDs vom Beistelltischchen: Alice im Wunderland und Pinocchio. Als Kind durfte ich nur drei Filme sehen: Dornröschen, Cinderella und Die Schöne und das Biest. Also holte ich jetzt das Versäumte nach. Bislang hatte ich die Hälfte aller Disneyfilme aus der Bibliothek gesehen. Aber keiner davon konnte meinen absoluten Lieblingsfilm schlagen: Arielle, den ich schon dreißigmal angeschaut hatte. Ich plante, bis dreiunddreißig weiterzumachen, das brachte Glück.

Aber jetzt wollte ich keinen Film. Ich betrachtete meine Dienstkleidung: khakibraune Hose, blaues Hemd. Morgen würde ich genau das Gleiche tragen, würde die Zeitschriften auf den Regalen geraderücken und andere Regale für das nächste A-loch auffüllen, das in den Laden spazierte, um mir zu sagen, wie ekelhaft ich war.

Was, wenn Brandon wiederkam? Was, wenn ich ihn zufällig an der Tankstelle oder im Supermarkt traf?

Vielleicht reagierte ich übertrieben. Schließlich hatte ich einen festen Freund, eine Vollzeitstelle und eine eigene Wohnung. Ich war bei einem Zahnarzt gewesen, der mir erklärt hatte, wenn ich einige Zähne gezogen und eine Brücke eingesetzt bekäme, könnte ich ein wunderschönes, weißes Gebiss haben. Seitdem legte ich von jedem Ge-

haltsscheck fünfzig Dollar für mein neues Lächeln beiseite. Ich machte Fortschritte, was kümmerte mich also die Meinung eines einzigen heißen Typen? Für mich war Brandon ein Niemand.

»Du bist nicht ekelhaft«, sagte ich zaghaft zu mir. Aber ich glaubte mir nicht.

Ich war nicht bereit, in eine andere Stadt zu ziehen. Die meiste Zeit meines Lebens hatte ich in ein und demselben Haus verbracht, hatte es nur verlassen, um zum Arzt zu fahren und unsere Nachbarn oder die Schule zu besuchen – bis Mom mich abmeldete. Obwohl mich viele Leute in Deadwick nervten, waren sie mir doch wenigstens vertraut. Ich konnte es aushalten, solange ich unsere braunen Fernsehsessel, den Laden an der Ecke und Mrs. Stone hatte – berühmt für ihre Haferkekse und ihren unbeirrbaren Optimismus. Mit dem Wagen konnte ich innerhalb von fünf Minuten bei ihr sein. Ein Umzug war zu viel für mich. Aber ein kleiner Tapetenwechsel konnte vielleicht was bringen.

Mach eine Liste, flüsterte Mom mir zu. Dies waren die mir bekannten Menschen, die nicht in Deadwick wohnten: Mom, Alex, die in Chicago lebte, und Phil in Colorado. Phil und ich hatten bislang nie geplant, uns zu treffen. Sah man sich von Angesicht zu Angesicht, blieb für die Fantasie kein Raum mehr. Wenn Phil mich sah, fand er mich vielleicht auch ekelhaft. Möglicherweise machte er dann sogar mit mir Schluss. Trotzdem konnte ich mich einfach nicht damit abfinden.

Eine Dreiviertelstunde tüftelte ich an einer SMS mit dem Vorschlag, uns zu treffen, bis ich mich für eine direkte Frage entschied.

Ich: *Wie fändest du es, wenn ich dich besuchen käme?*

Ich: *Ich müsste mal eine Weile weg von hier.*

Dann trudelten endlos die drei Pünktchen über mein Display. Er schrieb und schrieb und schrieb. Ich zupfte einen Nietnagel heraus. Mach dir nicht allzu große Hoffnungen.

Phil: *Momentan ist kein guter Zeitpunkt. Tut mir leid, Babe.*

Phil: *Vielleicht in ein paar Monaten?*

Ich stieß die Luft aus, die ich angehalten hatte. Da ich mich nicht traute nachzufragen, warum jetzt kein guter Zeitpunkt war, machte ich eine neue Liste: Mögliche Gründe, warum mein fester Freund mich nicht treffen will. Vielleicht hatte er eine andere. Vielleicht war ich nur seine Geliebte. Vielleicht durfte er gar keine Freundin haben. Vielleicht konnte er gar nicht snowboarden. Vielleicht war er in Wirklichkeit hässlicher als auf seinem Foto. Vielleicht wusste er tief im Inneren, dass ich nicht so hübsch war, wie er hoffte – obwohl ich ihm einen falschen Namen genannt hatte, damit er mich online nicht finden konnte.

Noch nie war ich meinem ersten Kuss so nahe gekommen wie beim Zusammenstoß mit Brandon. Achtzehn war viel zu alt, um noch zu warten, das hatte ich aus der *Seventeen* gelernt. Ich beschloss, Phil weiterhin zu bearbeiten. Er war meine beste Chance. Außerdem, wenn wir füreinander bestimmt waren, mussten wir uns dann nicht irgendwann treffen?

Ich trommelte mit den Fingern auf der Armlehne des Sessels, während ich mir das Hirn nach einer anderen Lösung zermarterte. Ich konnte nach Chicago fahren. Monatelang hatte Alex, meine beste Freundin und Mrs. Stones Tochter, immer wieder angeboten, mir die Stadt zu zeigen.

Das Benzin für die dreistündige Fahrt würde nicht so viel kosten.

Ich schrieb eine SMS an Alex. »Ich hab mir überlegt, dich zu besuchen«, gab ich ein. Dann tippte ich auf den kleinen blauen Pfeil und kaute nervös auf meiner Unterlippe.

Ich scrollte durch unseren Chatverlauf. Auf meine letzten drei SMS hatte Alex nicht geantwortet. Ich hätte mir Sorgen gemacht, wenn sie nicht täglich auf ihren Social-Media-Accounts gepostet hätte, wie viel Spaß sie mit ihren neuen Freunden aus der Großstadt habe. In den letzten Monaten hatte ich ein paar dieser sozialen Medien studiert, um herauszukriegen, wie sie funktionierten. Ich hatte sogar den Mut aufgebracht, mir auf einer dieser Seiten einen eigenen Account einzurichten, aber noch nichts gepostet. Auch weil ich nicht wusste, was ich als Profilbild nehmen sollte.

Erneut warf ich einen Blick auf die DVDs aus der Bibliothek, schob dann aber wieder Arielle – den einzigen Film, der mir gehörte – in den DVD-Player.

Eine halbe Stunde später hatte Alex immer noch nicht reagiert. Ausnahmsweise konnten Scuttle und Sebastian mich nicht amüsieren. Ständig hatte ich das Wort EKELHAFT vor Augen, es zog in Neonschrift an mir vorbei, flankiert von zwei blinkenden Pfeilen, die auf mich zeigten. Das Wort tätowierte sich auf meine Stirn, meine Wangen, in meinen Mund. Ich zog mir meine Fleecedecke mit den Zebrastreifen – die Mom für mich gemacht hatte – bis zum Kinn. Doch das Wort verfolgte mich weiter und dröhnte mir in den Ohren. Ich stellte mir vor, wie es im Blut durch meine Adern driftete, und schüttelte schnell den Kopf, um

alle Gedanken daran loszuwerden. Ich hätte ihn ignorieren oder einfach weiter in der Zeitschrift blättern sollen.

Die Zeitschrift. Wieder griff ich nach meinem Handy und scrollte durch alte Emails. Schließlich fand ich die von Vinny King, dem Reporter von Chit Chat, der mich wiederholt um ein Interview gebeten hatte. Gegen Bezahlung, ein paar hundert Dollar. Ich überflog sie erneut.

*Alle Medien haben Sie als Opfer dargestellt, als schwaches, kleines Mädchen. Ist es nicht Zeit, das richtigzustellen?*

Damals hatte ich an Schicksal geglaubt. Ich dachte, alles würde aus einem bestimmten Grund geschehen.

Als Vinny King sich zum ersten Mal bei mir meldete, wurde ich noch künstlich ernährt. Ich war gerade aus unserem Haus zu Mrs. Stone gezogen. Der Sozialdienst hatte mir einen Therapeuten besorgt. Reporter campierten vor jedem Haus, in dem ich mich ihrer Meinung nach verstecken könnte. In der Zeit, als ich gegen Mom aussagte, wäre ich fast durchgedreht. Nur zu gerne hätte ich öffentlich klargestellt, was Wahrheit und was Lüge war, aber ein Interview mit der alten Rose Gold wäre ein Desaster geworden. Ich sah förmlich die höhnischen Schlagzeilen darüber, dass die Tochter genauso verrückt war wie die Mutter. Sie waren ohnehin schon schlimm genug: MUTTER ZEIGT KEINERLEI REUE ÜBER VERGIFTUNG IHRER TOCHTER.

Aber das war damals.

Jetzt war ich stabil. Natürlich nicht vollkommen. Zum Beispiel war ich immer noch ein bisschen zu sehr auf mein Gewicht fixiert. Bestimmte Lebensmittel konnte ich immer noch nicht essen, ohne dass mir übel wurde. Allerdings war ich mir ziemlich sicher, dass das nur eine Kopf-

sache war. Es fiel mir schwer, mit Jugendlichen in meinem Alter zu reden. Wichser wie Brandon machten mich immer noch nervös.

Vielleicht war ich noch nicht bereit, über die Erinnerungen zu sprechen, die ich im Laufe des letzten Jahres so gut unter Verschluss gehalten hatte. Andererseits konnte ich mich dann entweder weiterhin von Leuten quälen lassen, die gar nichts über mich wussten, oder meine Geschichte erzählen. Die Medien waren nicht mehr an Mom und mir interessiert; von Vinny hatte ich schon seit Monaten nichts mehr gehört. Aber vielleicht konnte ich ihn überzeugen, sich meine Sicht anzuhören. Dann konnte ich das Geld vom Interview für meine Zähne verwenden. Oder um Phil in Colorado zu besuchen.

Alex hatte immer noch nicht auf meine SMS geantwortet. Im Film willigte Arielle ein, ihre Stimme aufzugeben.

Bevor ich es mir anders überlegen konnte, wählte ich Vinny Kings Nummer. Es ertönte das Rufzeichen. Ich starrte auf meine Schuhe. Die Schnürsenkel waren aufgegangen.

Sie dachte an mich.

### 3

## PATTY

Mit großen Schritten gehe ich über den Parkplatz auf meine Tochter zu. Als Rose Gold vom Fahrersitz hüpf, wirkt sie neben dem großen Lieferwagen wie ein Zwerg. Eine Frau von dreiundzwanzig Jahren hat den unbeholfenen Teenager ersetzt, den ich aufgezogen habe. Ihre Haare sind glatt und schlaff, und ihre stumpfe Farbe schwankt irgendwo zwischen Blond und Braun. Mit ihrer winzigen Stupsnase wirkt Rose Gold wie ein Mäuschen. Sie trägt ausgebeulte Jeans und ein riesiges Sweatshirt mit hohem Kragen. Mit ihrem typischen Trippelgang, den sie schon immer hatte – so als bedeckten heiße Kohlen den Boden –, kommt sie auf mich zu. Sie sieht gesund aus. Normal.

Bis auf ihre Zähne.

Ihre Zähne sind kreuz und quer gewachsen und erinnern an alte Grabsteine auf einem Friedhof. Außerdem haben sie unterschiedliche Gelbtöne: von Eierpunsch bis Dijonsenf. An den Wurzeln sind einige schlammbräun; und die Spitzen sind uneben und schartig. Als meine Tochter mich anlächelt – nein, angrinst –, erinnert sie mich an einen Halloween-Kürbis. Andere finden diese Zähne vielleicht grässlich. Mir hingegen erzählen sie eine Geschichte. Sie erinnern mich daran, wie der Zahnschmelz

jahrelang durch Magensäure zersetzt wurde. Rose Golds Zähne sind ein Zeugnis ihrer Tapferkeit.

Wir treffen uns in der Mitte des Parkplatzes. Sie streckt als Erste die Arme aus.

»Du bist frei«, sagt sie.

»Du bist Mutter«, erwidere ich.

Eine Weile umarmen wir uns nur. Ich zähle bis fünf, weil ich nicht übereifrig wirken oder Verdacht erregen will.

»Stellst du mir den kleinen Kerl vor?«

Rose Gold löst sich aus unserer Umarmung. Sie sieht mich strahlend an, kann ihre Vorbehalte aber nicht verbergen. »Natürlich«, sagt sie. Ich folge ihr zum Wagen, wo sie die Hintertür aufreißt.

Da ist er, wartet in seiner Babyschale. Hin und her huschende Augen, strampelnde Beinchen: unser kleiner Adam. Erst zwei Monate alt.

Aus einem Impuls heraus greife ich nach seinem Fuß und spreche ihn gurrend an. Er antwortet gurgelnd und streckt mir die Zunge heraus. Entzückt lache ich auf.

Schon will ich ihn abschnallen, da fällt mir ein, wo mein Platz ist. Fragend wende ich mich an Rose Gold: »Darf ich?«

Sie nickt. Ihre Augen huschen wie die ihres Sohnes hin und her, von meinem Gesicht zu seinem Körper und wieder zurück. Ich schnalle ihn los und hebe ihn aus dem Sitz.

Dann schließe ich ihn in meine Arme, drücke meine Nase an seinen Kopf und hole tief Luft. Es geht doch nichts über den Geruch von Babys. Für eine Sekunde halte ich wieder Rose Gold in meinen Armen. Wir sind wieder in unserem Haus, und für ein paar Minuten muss sie weder weinen noch keuchen oder husten.



»Er sieht aus wie du«, sage ich und sehe meine Tochter an.

Sie nickt ein zweites Mal und betrachtet ihr Baby so durchdringend, dass mir klar wird, sie hört mir gar nicht zu. Diesen liebestrunkenen Blick erkenne ich überall: Meine Tochter ist bis über beide Ohren in ihren Sohn verliebt.

Ich konzentriere mich auf Adam, der mich mit seinen haselnussbraunen Augen neugierig mustert. Wieder streckt er seine Zunge heraus, dann schiebt er sich ein paar Fingerchen in den Mund. Alle Babys sehen aus wie winzige, runzlige Opas, aber Adam steht das. Er ist ein hübsches Kind. Wir Watts sind weiß Gott keine Hingucker, also wird es nicht lang dauern, bis seine Hässlichkeit durchkommt. Aber im Augenblick ist er hinreißend, wundervoll und genau so, wie ich mir einen Enkel gewünscht habe. Ich seufze.

»Es kommt mir vor, als wäre es erst gestern gewesen, dass du mich mit deinem Babybauch besuchen gekommen bist«, sage ich und reiche ihn Rose Gold. »Oh, Schatz, er ist einfach perfekt.«

Sie nickt und schnallt ihn wieder in seinem Kindersitz an. »Das finde ich auch. Er hat schon einmal fast die ganze Nacht durchgeschlafen.« Sie legt ihm eine Decke um und steckt sie unter seinem Kinn fest: unsere Minimumie. Als er lächelnd zu uns aufschaut, erscheinen Grübchen auf seinen dicken Bäckchen. Entzückt strahlen wir ihn beide an.

Dann wendet sich Rose Gold zu mir. »Wollen wir fahren?«

Ich nicke. Beide greifen wir nach der Fahrertür. Als ich meinen Irrtum bemerke, trolle ich mich zur Beifahrerseite.

Diesen Van habe ich gekauft, als Rose Gold noch ein Kleinkind war. Auf dem Beifahrersitz habe ich noch nie gesessen.

Im Wagen zieht Rose Gold ihr Sweatshirt aus. Darunter trägt sie ein schäbiges weißes T-Shirt. Es sieht so aus, als hätte sie bereits abgenommen. Das will ich ihr schon sagen, weil die meisten Mütter sich freuen würden, das zu hören – ich habe ganze dreiundzwanzig Jahre versucht, die zusätzlichen Kilos von meiner Schwangerschaft wieder loszuwerden –, doch dann bremsen sie mich. Bemerkungen über Gewichtsverlust waren in Rose Golds Fall nie ein Kompliment.

Hinter dem Steuer sieht sie sehr klein aus. Ein Fahrzeug dieser Größe ist für kräftige Fahrer wie mich gedacht. Dennoch manövriert sie den Wagen ohne Mühe aus dem Parkplatz und fährt ihn zur langen Zufahrtsstraße zurück. Dabei umklammert sie das Lenkrad so fest auf zehn und zwei Uhr, dass ihre Fingerknöchel weiß werden. Ich frage mich, wann sie ihren Führerschein gemacht hat. Ich hätte ihr das nie erlaubt. Ganz kurz blitzt das Bild in mir auf, wie ich meiner Tochter das Steuer entreiße und den Van von der Straße schlittern lasse.

Wir alle haben diese kleinen Fantasien: Was, wenn ich mitten in einer Besprechung anfangen würde zu schreien? Was, wenn ich sein Gesicht zu mir zöge und ihn küsste? Was, wenn ich ihm das Messer in den Rücken rampte, anstatt es in die Schublade zu legen? Selbstverständlich setzen wir sie nicht in die Tat um. Das trennt die Verrückten von den Normalen: Man weiß, durchzudrehen wäre eine Möglichkeit, aber man widersteht der Versuchung.

Da fällt mir auf, dass das Schweigen sich schon etwas

zu lange ausdehnt. »Danke, dass du mich abholen kommst.«

Rose Gold nickt. »Wie fühlst du dich jetzt, wo du wieder draußen bist?«

Ich denke darüber nach. »Verunsichert. Orientierungslos. Aber vor allem fantastisch.«

»Kann ich mir vorstellen.« Sie beißt sich auf die Unterlippe. »Also, was nun? Musst du jetzt Sozialstunden ableisten, zur Therapie gehen oder so was?«

Ja, genau, als würde ich die Gesellschaft bedienen, die mich ins Gefängnis geworfen hat! Während Rose Golds Kindheit war ich immer die perfekte Bürgerin, habe Müll von unseren Straßen gesammelt und mit alten Leuten Bingo gespielt. Wenn ich zur Therapie will, muss ich das selbst bezahlen. Erstens habe ich kein Geld, und zweitens würde ich es sicher nicht dafür ausgeben, dass mir irgendein Quacksalber meine Verfehlungen aufzählt. Eine meiner Mitgefangenen – eine ehemalige Seelenklempnerin – hat mir ein paar kostenlose Ratschläge gegeben.

Sie schlug vor, eine Liste mit Zielen aufzustellen, meinte, wenn ich beschäftigt sei, hätte ich weniger Zeit, wieder in Schwierigkeiten zu geraten. Ich erzählte ihr nicht, wie beschäftigt ich in der Zeit war, die letztendlich zu meiner Verhaftung führte.

Aber ich habe folgende Liste angelegt:

Erstens: Eine Unterkunft suchen. Mein Haus fiel an die Bank zurück, als ich ins Gefängnis kam.

Zweitens: Einen Job suchen. Ich darf zwar nicht mehr im Krankenhaus arbeiten, aber eine alte Freundin aus dem Gefängnis hat mir eine vielversprechende Möglichkeit er-

öffnet. Als Wanda entlassen wurde, gründete sie eine karitative Einrichtung, die ehemaligen weiblichen Häftlingen hilft, wieder Fuß zu fassen. Das Unternehmen wird von ehemaligen Gefangenen geführt und heißt Free 2.o. (»Was ist mit den Frauen, die schon ein Dutzend Mal im Gefängnis waren?«, hatte ich gefragt. »Heißt die Einrichtung für die Free 13.o?« Darauf hatte Wanda geantwortet: »Patty, in deinem Hirn steckt sowohl das größte Potenzial als auch die größte Gefährdung.« Ich bekomme immer zweischneidige Komplimente.) Als sie sich das letzte Mal meldete, erwähnte sie eine neue Hotline, die besetzt werden müsste.

Drittens: Die Dinge mit Rose Gold in Ordnung bringen. Als meine Tochter vor einem Jahr anfang, mich zu besuchen, war sie wütend und verlangte nach Antworten. Schritt für Schritt habe ich sie für mich zurückgewonnen. Schon bald wird alles wieder so sein wie früher.

Viertens: Meine Freunde und Nachbarn davon überzeugen, dass ich unschuldig bin.

Leugnen ist eine genauso gute Strategie wie jede andere. Bei dem Wort denkt man an Selbsttäuschung, an die Weigerung, die Wahrheit zu sehen. Aber es besteht ein riesen-großer Unterschied zwischen jemandem, der die Wahrheit nicht sehen will, und jemandem, der sie einfach nicht zugeibt. Die Menschen verzeihen einem viel eher, wenn man so tut, als hätte man es nicht besser gewusst. Sollen sie mich doch verblendet nennen. Sollen sie doch denken, ich könnte nicht Richtig von Falsch unterscheiden. Besser als die Alternative.

Ich werfe einen Blick zu Rose Gold. Mir bleibt nur ein Versuch.

»Zuerst mal brauche ich einen Platz, wo ich schlafen kann«, sage ich betont beiläufig.

Darauf reagiert sie nicht, sondern schaut nur im Rückspiegel zu Adam.

Eigentlich hatte ich gehofft, sie würde es von sich aus anbieten, damit ich erst gar nicht fragen muss. Aber vielleicht habe ich ihre erneuerte Bindung zu mir überschätzt. Ich blicke aus dem Fenster. Mittlerweile sind wir auf dem Highway, und man sieht nur Felder, wohin man auch blickt. Das Gefängnis wurde mitten im Nirgendwo gebaut. Bemüht ungezwungen fahre ich fort:

»Ich dachte, ich könnte vielleicht ein Weilchen bei dir unterkommen. Nur, bis ich mich wieder berappelt habe. Ich weiß, du hast gesagt, deine Wohnung ist winzig.«

Daraufhin starrt Rose Gold mich so lange an, dass ich schon befürchte, wir könnten von der Straße abkommen. Nach einer Minute sagt sie: »Die Wohnung habe ich nicht mehr.«

Fragend sehe ich sie an.

»Ich hab ein Haus gekauft«, erklärt sie stolz. »Nichts Großes, aber es hat drei kleine Schlafzimmer, ein Bad und einen Garten.«

Bingo. »Tja, wenn du ein Gästezimmer hast, fände ich es sehr schön, mehr Zeit mit dir zu verbringen. Und sobald ich einen Job habe, könnte ich die Hypothek mit abbezahlen.« Fast schon will ich ihr anbieten, auf Adam aufzupassen, wenn sie arbeiten muss, beschließe aber, es langsam angehen zu lassen. Es nervt mich, wie sehr mein Herz hämmert. Ich habe meiner Tochter achtzehn Jahre lang ein Dach über dem Kopf geboten. Da kann sie mir für eine Weile doch auch eins bieten, oder?

»Es hat sich einiges zwischen uns entwickelt, seit ich angefangen habe, dich im Gefängnis zu besuchen«, sagt Rose Gold langsam. »Ich hätte nicht auf die Geschichten der Medien reinfallen dürfen. Ich wünschte, ich hätte dem Staatsanwalt die Stirn geboten.«

Da sich das Blatt zu meinen Gunsten wendet, halte ich den Mund. Soll sie denken, sie trifft die Entscheidung. Vielleicht bekomme ich doch noch meine Entschuldigung.

Sie wendet sich zu mir. »Aber du hättest mich nicht mein ganzes Leben lang von der Welt fernhalten sollen. Ich bin kein kleines Mädchen mehr.«

Ich ignoriere den kleinen Seitenhieb und nicke. Man muss sich überlegen, wann sich Widerspruch lohnt. Sie wird schon schnell genug am eigenen Leib spüren, dass der Drang, sein Kind zu beschützen, nie verschwindet, ganz gleich, wie alt es ist.

»Ich möchte die Sache mit uns nicht verderben, wo wir uns doch endlich wieder verstehen. Aber wenn wir es versuchen, also, wenn du bei mir wohnen willst, dann nur zu meinen Bedingungen«, fährt sie mit zittriger Stimme fort. Ein leiser Windhauch, und ihr Selbstbewusstsein wäre verpufft. »Ich möchte, dass wir vollkommen ehrlich zueinander sind.«

Ich nicke erneut und bemühe mich, mir meine Aufregung nicht anmerken zu lassen.

Sie kaut ganz kurz an ihrem Daumennagel.

»Okay, dann versuchen wir's. Du kannst das Gästezimmer haben«, befindet Rose Gold und lächelt mir zu. Ich weiß, es ist ein echtes Lächeln, weil sie vergisst, ihre Zähne zu verdecken.

Ich kann nicht anders: Entzückt klatsche ich in die

Hände und drücke ihre Schulter. Wie ist es nur dazu gekommen, dass wir wieder zusammenwohnen werden, obwohl wir uns vor Kurzem noch über einen Gefängnistisch hinweg gestritten haben? Andererseits: Wieso habe ich nur an meiner Tochter gezweifelt? Natürlich wird mich mein eigen Fleisch und Blut bei sich aufnehmen. Wenn man all die Opfer bedenkt, die ich ihr zuliebe gebracht habe. Wenn man bedenkt, was sie mir schuldet.

»Bist du sicher? Ich will dich nicht überfahren.«

Ohne den Blick vom Rückspiegel zu lösen, holt sie tief Luft. »Wenn es nicht funktioniert, kannst du dir ja immer noch was Eigenes suchen. Aber ich möchte nicht, dass du deine erste Nacht in Freiheit in einem Motel oder so verbringst. Das wäre ja fast so schlimm wie im Gefängnis.«

»Oh, Schatz, ich freue mich sehr, bei dir unterzukommen. Und solltest du jemals Hilfe brauchen, passe ich mit Freuden auf Adam auf.« Das rutscht mir heraus, bevor ich mich bremsen kann.

»Schauen wir mal, wie es läuft.« Sie klingt nicht besonders begeistert, lächelt mich aber kurz an, bevor ihr Blick wieder zum Rückspiegel wandert. Was genau sieht sie da eigentlich? Meine Tochter ist neuerdings ziemlich schwer zu durchschauen.

Eine Weile reden wir nicht, sondern sitzen schweigend da. Aber ist es ein einvernehmliches oder ein unbehagliches Schweigen? Darüber grüble ich fast die ganze restliche Strecke nach. Als ich es nicht mehr aushalte, schalte ich das Radio ein. Es läuft gerade »Eye of the Tiger« von Survivor, was sofort meine Laune hebt. Ich liebe Musik aus den Achtzigern. Munter klopfe ich im Takt auf meine Armstütze.

An der Ausfahrt nach Deadwick biegt Rose Gold ab. Meine Stimmung sinkt wieder. Deadwick ist, mit einem Wort, braun: Alles verdorrt hier, entweder weil es zu stark schneit oder zu wenig regnet. Und ich kann nicht erwarten, dass die engstirnigen Einwohner in Jubel ausbrechen, wenn sie erfahren, dass ich wieder da bin.

Ich hoffe, ihr Haus steht im neueren Stadtteil mit den Reihenhäusern und dem Apartment-Komplex. Die Häuser dort sind zwar weder groß noch schön, aber zumindest weiter entfernt von alten Erinnerungen.

Wir halten an der roten Ampel neben der Tankstelle des Orts. Erstaunt sehe ich, dass der Liter Benzin nicht mal einen Dollar kostet. Als es grün wird, biegen wir nach rechts Richtung Norden ab – in den älteren Stadtteil. Mein übliches Pech.

Im Schritttempo zuckelt Rose Gold über die Hauptstraße. Ich blicke starr geradeaus, sodass ich keinesfalls die langen, grauen Gesichter oder die neugierigen Blicke der Passanten sehen kann. Meine Nachbarn – Menschen, die ich einst für meine Freunde hielt – haben während des Prozesses meinen guten Namen beschmutzt: NACHBARN BESCHREIBEN PATTY WATTS, DIE GIFTMISCHERIN, ALS RAUBTIER, ALS MONSTER.

Seitdem habe ich von ihnen nichts mehr gesehen oder gehört.

Da wir mittlerweile seit über einer Stunde im Auto sitzen, kann ich meinen Mund nicht mehr halten. So beiläufig wie möglich frage ich: »Was von Phil gehört?«

Rose Gold starrt mich finster an. »Ich hab dir doch gesagt, dass wir uns getrennt haben.«

»Ich war mir nicht sicher, ob das endgültig ist. Eigent-



lich dachte ich, er hätte wenigstens den Anstand, seinem Kind einen guten Start zu ermöglichen.«

Zunehmend angespannt umklammert Rose Gold das Lenkrad. »Du kommst mir doch jetzt nicht mit der alten Leier von den Versagervätern, oder?«

»Natürlich nicht.« Ich verkneife mir die Rede, die ich seit Rose Golds letztem Besuch vorbereitet und in sechs Hauptpunkte unterteilt habe.

Meine Tochter hätte sich niemals allein durchschlagen dürfen. Ein paar Jahre ohne mich, und schon ist sie schwanger und vom Kindsvater verlassen. Unsere Nachbarn können, so viel sie wollen, über meine angebliche Kontrollsucht und meine zweifelhaften Methoden schimpfen. Aber sie verstehen eben nicht, wie sehr sie mich braucht, wie glücklich sie sich schätzen kann, dass ich ihr Leben für sie organisiere. Im Nullkommanichts werde ich das sinkende Schiff für sie retten.

»Vielleicht ist es der Fluch der Familie Watts, schlechte Väter zu haben«, bemerkt Rose Gold spöttisch. »Du hast immer gesagt, ohne Grant wäre ich sowieso besser dran.«

Das stimmt auch. Ich habe ihr erzählt, dass ihr Vater vor ihrer Geburt an einer Überdosis gestorben sei, ein Unglück, das für mich ein Glück war und gerade zur rechten Zeit kam. Zugegeben, sie hat ihn nie kennengelernt, konnte sich aber zumindest einreden, dass er ein guter Mensch war. Was nicht stimmt.

»Nun, jetzt bist du ja nicht mehr allein. Du hast ja jetzt mich«, sage ich strahlend. Achtundfünfzig Jahre gute Miene zum bösen Spiel: Ich verdiene einen Orden.

Rose Gold schaut immer wieder in den Rückspiegel. Dann klemmt sie sich das Lenkrad zwischen die Knie und

wischt sich die verschwitzten Hände an der Hose ab. Ist sie etwa wegen mir nervös?

Als sie den Blinker setzt, fällt mir auf, dass ich die Strecke kenne. Vom Highway rechts ab, dann lange geradeaus, wieder rechts und dann zweimal links. Mir wird leicht flau im Magen. Auf einmal bin ich wieder zehn Jahre alt, sitze nach dem Schwimmverein auf dem Rücksitz des Wagens und habe Angst, nach Hause zu kommen.

»Mom?«, hakt Rose Gold nach. »Hast du gehört, was ich gefragt habe? Was möchtest du zu Abend essen?«

Ich verdränge die Erinnerung. »Ich könnte uns ja was kochen, Schatz.« Meine Tochter zuckt kaum merklich zusammen. »Das ist doch das Mindeste, wenn du mich schon aufnimmst.«

Rose Gold biegt ein weiteres Mal nach rechts ab. Womit wir nur noch eine Straße entfernt sind. Vielleicht hat sie sich vertan. Sie fährt langsamer, als wir uns dem Stoppschild an der Kreuzung von Evergreen und Apple nähern. Ich umklammere die Armstützen. Schweißperlen bilden sich an meinem Haaransatz. Ich bin schon seit vielen Jahren nicht mehr nach links in die Apple Street eingebogen. Dort stehen nur zwei Häuser, und das eine ist unbewohnt.

Der Van bleibt am Stoppschild stehen. Auch er will nicht weiter. Spannt Rose Gold mich extra auf die Folter, oder bilde ich mir das nur ein? Der Wagen und alle darin, Adam eingeschlossen, sind still.

Dann betätigt Rose Gold den linken Blinker und biegt ab. Aber das kann doch gar nicht sein: Jetzt wohnen Mr. und Mrs. Peabody im Haus.

Der Wagen kriecht die Apple Street hinunter. Sie ist zwar von Bäumen gesäumt, aber die sind zu dieser Jahres-

zeit kahl. Mitten auf der Straße lauert ein Schlagloch, das in meiner Kindheit noch nicht da war. Genauso wenig wie die Schutzplanke am Ende der Straße. Flüchtig frage ich mich, wann sie aufgestellt wurde. Ich versuche, die Situation zu ergründen. Vielleicht hat jemand das alte Haus der Thompsons renoviert. Aber da kommt es schon in Sicht, und es ist immer noch so deprimierend wie zu meiner Kindheit.

Mittlerweile haben wir das Ende der Sackgasse erreicht und vor Nummer 201 angehalten, einem zweitausend Meter großen Grundstück mit einstöckigem Farmhaus. Das braune Backsteingebäude wirkt immer noch unauffällig und trist, wurde aber über Jahrzehnte hinweg gut gepflegt. Der hintere Teil des Grundstücks wird von einem hohen Zaun abgeschildert. »Um das Gesindel fernzuhalten«, erklärte Dad damals, während er die Zaunpfosten in den Boden hämmerte.

Mit offenem Mund starre ich Rose Gold an, außerstande, die naheliegende Frage zu stellen. Sie biegt in die Einfahrt und drückt auf die Fernbedienung, die an der Sonnenblende befestigt ist. Langsam geht das Tor der frei stehenden Doppelgarage auf.

»Überraschung«, ruft Rose Gold fröhlich aus. »Ich hab das Haus gekauft, in dem du aufgewachsen bist.«

Ich bin so vor den Kopf geschlagen, dass mir die Worte fehlen. »Und die Peabodys?«

»Gerald ist letztes Jahr gestorben und Mabel in ein Altenheim gezogen. Aber wir hatten eine Vereinbarung getroffen, dass sie es an mich verkaufen würden, sollten sie ausziehen wollen. Sie haben mir einen guten Preis gemacht. Einen viel besseren, als ich bei einem anderen Haus

hier gekriegt hätte.« Rose Gold ist so stolz auf sich wie an dem Tag, an dem sie lernte, ihre Schuhe allein zuzubinden. Sie fährt den Van in die Garage, die jetzt leer ist, ohne Dads Gartengeräte und unzählige Kisten Budweiser.

Mir ist übel.

»Eigentlich wollte ich es dir erst in ein paar Wochen zeigen, wenn ich mehr Zeit zum Einrichten gehabt hätte. Aber vielleicht kannst du mir jetzt dabei helfen.« Sie senkt die Stimme und drückt mir die Schulter, so, wie ich eben ihre gedrückt habe. »Wo wir uns doch wieder versöhnt haben.«

Mein Kopf ist ganz flusig, wie ein Zimmer mit dicken Teppichen an den Wänden. Verzweifelt fahnde ich nach etwas Rettendem, doch ein einziger Gedanke überwältigt mich: Ich kann da nicht rein.

Rose Gold zieht den Schlüssel aus dem Zündschloss und öffnet die Fahrertür. »Ich wusste, du würdest stauen«, sagt sie mit einfältigem Lächeln und steigt aus.

»Aber du weißt doch, was sich hier abgespielt hat«, sage ich, immer noch schockiert. »Wieso in aller Welt hast du da dieses Haus gekauft?«

Rose Gold reißt die Augen auf. »Ich dachte, wir sollten es in der Familie halten«, antwortet sie ernst. »Vier Generationen in Händen der Familie Watts – ist doch eine beeindruckende Tradition!«

Sie öffnet die hintere Tür des Autos und beugt sich gurrend über Adam. Er strampelt mit den Beinchen. Sie hebt ihn aus dem Kindersitz.

»Du hast mir gefehlt«, seufzt sie und drückt Adam fest an sich. Gähnend schmiegt er sich an sie.

Ich bin immer noch angeschnallt, meine Hand liegt wie erstarrt am Gurt.

Rose Gold trägt das Baby zur Seitentür der Garage, dreht sich aber um, als sie merkt, dass ich ihr nicht folge. »Komm schon, Mom.« Wieso betont sie das so sarkastisch, als wäre ich nicht ihre richtige Mutter? »Guck dir an, was ich geschafft habe.«

Ich hätte im Motel unterkommen sollen. Ich hätte im Gefängnis bleiben sollen. Auf meinen Armen bildet sich eine Gänsehaut. Mein Mund ist wie ausgedörrt. Als ich auf die Schnalle drücke, schnellt der Sicherheitsgurt zurück. Meine Hand tastet nach dem Türgriff. Meine Füße finden das Trittbrett.

»Kommst du?« Rose Gold beobachtet mich mit Adam auf dem Arm.

Ich nicke und ringe mir ein mattes Lächeln ab. Die gute Patty, umgänglich wie immer. Nachdem ich die Autotür hinter mir zugeschlagen habe, trete ich langsam aus der Garage, auf das Haus zu.